



GESCHICHTEN

Geschichten zur Inspiration
und zum Weitererzählen

WILDNISSCHULE NATURGEFÜHL

www.wildnisschule-naturgefuehl.de

info@wildnisschule-naturgefuehl.de

+49 1590 1382757

von Ingmar Gröhn



Einführung

Die Geschichten, die im Rahmen dieses Fortbildungskurses erzählt werden, stammen aus meiner eigenen Feder – Ich, Ingmar Gröhn, habe sie selbst verfasst.

Wenn Dich diese Geschichten berühren oder inspirieren, lade ich Dich herzlich ein, sie weiterzugeben – sei es im Freundes- und Familienkreis oder im Rahmen der Natur-Prozessbegleitung, ob im Einzelsetting oder in Gruppen.

Möge das Erzählen dieser Geschichten neue Räume öffnen – für Verbindung, Erkenntnis und gemeinsames Wachsen.

Viel Freude beim Lauschen,
Weitererzählen und Innehalten,
Ingmar Gröhn



Inhalt

Die Suchende.....	4
Reise des Flusses	5
Geheimnis des Lebens	6
Das Lied des Lebens.....	7
Die kleine Eule	8
Fluss und Berg.....	9
Rückkehr	10
Sprache des Herzens	12
Schritte in den Moment	14
Die vier Farben der Erde	15
Weg aus der Höhle	17
Weg der Erdhüterin	19



Die Suchende

Sie war eine Suchende. Denn in ihr lebte ein inneres Vibrieren, ein leises, stetiges Ziehen. Es war kein Lärm, kein Getöse. Sondern ein stiller Wunsch, sich wieder zu erinnern, wer sie war, was Schönheit und was Liebe war. So ist sie auf vielen Pfaden gegangen. Hatte Bücher verschlungen und Worte gesammelt wie Perlen – aber keiner hatte die Schnur, die sie verband. Je mehr sie aufnahm, desto voller wurde ihr Kopf – und desto größer ihr innerer Ruf. Also ging sie. Sie ließ das Vertraute zurück, ging weg von Häusern aus Stein hin zu Landschaften, die atmeten. Sie begegnete vielen. Einige nannten sich Lehrer, einige Guru, andere Heiler. Manche gaben ihr Regeln, manch andere Antworten und Ratschläge. Doch nirgendwo fand sie das, wonach sie suchte.



Dann, an einem Frühlingsmorgen, traf sie ihn. Einfach da. Wie ein alter Baum, in sich ruhend, lebendig und still zugleich. Er sah sie nicht an, um sie zu prüfen, einzuordnen oder zu benennen. Er sah sie, wie man einen Berg, einen wilden Fluss oder das weite Meer betrachtet – ehrfürchtig, staunend, still. So blieb sie. Bei ihm. Ein paar Tage. Ein paar Wochen. Denn sie spürte: In seiner Gegenwart öffnete sich etwas, wobei er so wenig sprach. Manchmal auch gar nicht. Aber in dem, was er tat – im Tee, den er kochte, im Umherstreifen über Wald und Wiese, in der Art, wie er Holz sammelte, im Rhythmus seines Atems – dort erinnerte sich etwas in ihr – wie eine Tür, die sie längst vergessen hatte.

Jedes seiner Taten war stilles Lehren. Seine Gegenwart drängte nicht. Sie wärmte, sie umarmte. Wie Sonne auf gefrorenem Boden, die mit stiller Beständigkeit langsam alles auftaut. In der Zeit bei ihm löste er ihre Fragen nicht. Vielmehr stellte er selbst Fragen, lud sie immerzu ein, selbst zu entdecken, selbst zu erforschen und selbst ihre eigenen Erfahrungen zu machen. Seine Fragen wuchsen tief in ihr, wie Wurzeln ins Erdreich. Fragen, die sie zurückführten – zu sich selbst, zu weiteren Fragen und zu dem Gefühl von Abenteuer, von Entdeckungsfreude, vom kindlichen Staunen. Sie spürte es immer deutlicher: Er wollte nichts von ihr. Weder Bewunderung noch Ergebnis. Er wartete nicht darauf, dass sie zu einer bestimmten Zeit auf Antworten kam oder besser wurde. Und eben in dieser Leere, in diesem aufrichtigen Nicht-Wollen, in diesem stillen Nicht-Tun, entstand ein Raum, in dem sie wieder zu sich selbst finden konnte.

Lange war sie bei ihm. Von Frühling zum Sommer, vom Herbst über den Winter. Viel waren sie draußen. Oft nahm er sie mit auf Wanderungen, nahm sie mit zum Gärtnern und zeigte ihr wundervolle Plätze in der wilden Natur. Über die Jahreszeiten spürte sie es immer häufiger: Er war kein Besucher in diesem Land. Er war Teil davon. Kein Fremder in der Natur – er war Natur. Er war Stein, er war Tier, er war Pflanze. Verwurzelt in einer Landschaft, die ihn durchdrungen hatte. Und aus dieser Verbundenheit heraus schenkte er ihr stille Präsenz – eben dieselbe Präsenz, wie sie auch diese wundervollen Landschaften, mit Hirsch, mit Bussard und mit Buche hatten. Auch sie teilten diese Offenheit, diese Wachheit, diese Absichtslosigkeit, die dazu einladen, sich selbst zu erkennen, selbst zu entfalten und so selbst den Weg zu finden. Da wusste die Suchende, dass dies von jetzt an auch ihr Weg sein soll, Der Weg im Einklang mit der Landschaft, in Verbindung mit Tier, mit Pflanze, mit Stein. Auf diese Weise wollte sie von Hirsch, von Bussard, von Buche lernen, was es heißt zu leben.

Dann, eines Morgens, wusste sie, dass es Zeit war, allein weiterzuziehen. Sie tat es mit einer inneren Stille, die keine Worte verlangte und nicht mehr verzweifelt nach Antworten suchte. Und so ging sie – mit einem offenen Raum in sich, weit und empfänglich wie der Himmel über den Bergen. Ein Raum, in dem sie wieder Schönheit wahrnahm: die Schönheit der Pflanzen, die Schönheit der Tiere – und auch ihre eigene Schönheit – ungezähmt, lebendig und voller Duft, wie wilde Blumen auf einer offenen Wiese. Und dieses Empfinden von Schönheit war zugleich ein Weichwerden, ein Schmelzen – für die Liebe: die Liebe zum Leben, die Liebe zu Mutter Erde und die Liebe zu sich selbst. Was er ihr gelehrt hatte, war das liebende Lauschen. Nicht nur mit dem Ohr, sondern mit dem ganzen Körper – in tiefer Verbindung mit ihrer Seele. Durch dieses Lauschen hatte sie wieder zu sich gefunden – hatte Heim gefunden zu jenem inneren Ort, der sie so lange gerufen hatte.



Reise des Flusses

Ein junger Fluss entsprang aus einer Quelle hoch oben in den Bergen, klar und sprudelnd. Fröhlich plätscherte er durch Wiesen, tanzte im Wind und war frei. Der Fluss kannte keine Sorgen, keine Hürden. Alles war leicht, weit, neu. Kein Zweifel trübte sein Wasser, keine Last hemmte seinen Lauf.

Doch je weiter er floss, desto mehr veränderte sich sein Weg. Was anfangs nur einzelne Steine waren, über die er fröhlich sprang, wurden mit der Zeit größere Felsen, an denen er sich reiben musste. Holz trieb in ihn hinein – abgebrochene Äste, zerzauste Rinden, Überbleibsel vergangener Stürme. Manchmal verhedderte er sich darin, manchmal schob er sie kraftvoll weiter, manchmal wurde er langsamer, tiefer, nachdenklicher. Die Ufer traten näher an ihn heran. Die Wege wurden schmaler, die Schluchten schattiger.

Mit jedem Hindernis nahm er mehr Schlamm und Erde auf. Die Klarheit des Anfangs verwandelte sich allmählich in Trübheit. Auch der Himmel verdunkelte sich, Wolken drängten sich über ihn. Die Leichtigkeit, die einst seinen Lauf prägte, war verblasst. Stattdessen fühlte er sich umhüllt von einer Schwere, die er nicht verstand – wie Treibsand, der ihn festhielt. Im tiefsten Wald angekommen, wo kaum noch ein Lichtstrahl den Boden berührte, wurde sein Lauf noch düsterer. Verzweifelt versuchte der Fluss, seinen Weg zu kontrollieren, suchte Halt, suchte zwanghaft nach Klarheit – doch je mehr er sich wand, desto unglücklicher wurde er, desto mehr verlor er jeden Sinn.

Und dann, in jenem einen Moment vollkommener Dunkelheit und Enge, gab er sich hin. Der Fluss ließ los. Es war ein Augenblick des Stillwerdens, der Annahme von allem Dunklen, der Hingabe an jedwede Enge. In dieser Stille fing etwas in ihm an, zu leuchten und zu erkennen – etwas, das ihm bis dahin fremd gewesen war: die Kunst des Nicht-Tuns, des Zulassens, des Geschehen-Lassens. Er erkannte, dass er nicht immer klar und frei fließen musste. Seine bedingungslose Hingabe zeigte ihm, dass er auch in der Dunkelheit seinen Weg finden konnte – ohne Kampf, ohne Widerstand.

Der junge Fluss begann zu verstehen, dass seine Reise niemals gerade verlaufen war. Stetig war sie kurvig, stetig voller Wendungen und Herausforderungen – geprägt und geformt von der Landschaft, den Steinen, den Pflanzen und den Tieren. Er lernte, dass in dunklen Phasen, wenn er ruhig und achtsam blieb, lichte Klarheit von innen heraus entstehen konnte. Die Steine, die er einst als Hindernisse sah, der Schlamm, der seinen Lauf trübte und die dunklen Wolken, die ihm seine freie Sicht nahmen, waren keine Feinde. Sie waren Lehrer, denn sie lehrten ihn, dass wirkliche Lebendigkeit beides braucht: Weite und Enge, Licht und Dunkel, Klarheit und Trübheit. Leben ist nicht nur das Eine – ist nicht nur Hoch, ist nicht nur Tag, sondern auch Tief, sondern auch Nacht. Da überkam dem Fluss ein Gefühl der Dankbarkeit, dass durch sein Wasser zu fließen begann.

Als der Fluss schließlich den Ozean erreichte, war er nun nicht mehr der ungestüme, klare Bach, der er einst gewesen war. Er war gefärbt vom Leben, geprägt von der Bewegung der Witterung, von den Wellen des Seins und doch nun so lebendig, so selig fließend. Er wusste, seine Essenz war das Fließen selbst – mit jeder Färbung, mit jeder Nuance des Lebens. Als er sich dann hingebungsvoll in den weiten Ozean ergoss, fand er Frieden im unendlichen großen Meer, wo er sich mit allem, was war und ist, vereinte.





Geheimnis des Lebens

Ein Mann, noch jung an Jahren, doch mit einer Seele voller Sehnsucht, machte sich eines Morgens auf den Weg. In seinem Inneren trug er ein Herz voller Fragen: „Woher komme ich? Wohin gehe ich? Wer bin ich?“

Ein leiser Ruf hatte ihn geweckt – kein Laut im Außen, sondern ein Ziehen tief im Inneren, das flüsterte: „Komm, folge mir. Brich auf und gehe zum großen Berg.“ Seine Sehnsucht war wie ein fernes Licht, kaum mehr als ein Schimmer am Horizont. Sie war nicht greifbar, aber beständig. Und so machte er sich auf den Weg. Tag für Tag. Schritt für Schritt.



Die Sonne stand hoch, der Wind trug Geschichten aus unbekannten Ländern und die Erde unter seinen Füßen wurde sein Begleiter. Jeder Schritt war getragen von Hoffnung, durchzogen von Ahnung. Er wusste nicht, wie lange der Weg dauern würde, doch das Ziel schien so klar, so verheißungsvoll: das Geheimnis des Lebens, das große Warum. Sein Weg führte durch Täler, über Hügel, vorbei an Wind und Wasser. Langsam, aber stetig näherte er sich dem großen Berg.

Eines Morgens, noch ehe der Tag ganz erwachte, saß da ein alter Mann am Wegesrand, still und in sich versunken. Er polierte einen Stein, als sei darin etwas verborgen. Der Wanderer blieb stehen. „Wohin ziehst es dich?“ fragte der Alte, ohne aufzusehen. „Ich suche das Geheimnis des Lebens“, sagte der Wanderer. „Dort drüben, am großen Berg, da werde ich es finden.“ Der Alte schwieg einen Moment. Dann fragte er: „Und, was hast du unterwegs gefunden?“ Der Wanderer überlegte. „Nicht viel“, sagte er dann. „Einen kühlen Bach. Das Flüstern der Bäume. Den Schatten eines Adlers über mir.“ Er hielt inne. Seine Stimme wurde leiser. „Also Kleinigkeiten, bedeutungslos – verglichen mit dem, was ich eigentlich suche.“ Der Alte hob den Blick. Lächelte. Und schwieg. Dann sah er den Wanderer an, seine Augen tief wie ein stiller See. „Wenn du nur nach vorne blickst, wirst du das, was du suchst, nicht erkennen. Bleib stehen und schau.“

Schwerfällig atmete der Wanderer ein, dann aus. Er wollte sich darauf einlassen, was der Alte ihm gesagt hat – wollte gerade dort, wo er steht, bleiben, wollte schauen, wollte erkennen. Erst schien nichts zu geschehen, nur eine lähmende Stille legte sich über ihn. Plötzlich jedoch, wie aus dem Nichts, erhob der Alte seine Stimme in einem durchdringenden Ruf, der wie ein Donnerschlag durch die Luft brach. Der Wanderer zuckte zusammen, sein Herz schlug wild. Und dann, wie von einer Welle erfasst, begann er zu schauen. Begann er Einsicht zu nehmen. Begann er zu erkennen. Zum ersten Mal öffneten sich seine Sinne nicht nur dem, was er sah – sondern dem, was er fühlte. Und so stand er da und schaute. Die Welt begann nicht mehr nur außerhalb von ihm zu sprechen, sondern in ihm. Alles, was ihm zuvor bedeutungslos erschienen war – der Tanz der Schatten, das Knistern der Blätter, das Glitzern eines Tropfens am Grashalm – war nun durchtränkt von Bedeutung, still und leuchtend zugleich.

Und das Licht, das ihn so lange aus der Ferne gerufen hatte, war plötzlich kein fernes Ziel mehr. Es war da – nicht als ein äußerer Ort, den man irgendwo erreicht, sondern als ein Raum in seinem Inneren. Ein Leuchten, das schon immer in ihm wohnte, doch lange Zeit im Verborgenen schlief. Der Alte sah ihn mit weichem Blick an – als wüsste er genau, was sich in seinem Inneren gerade bewegte: „Dies ist das Geheimnis, dass du gesucht hast, lieber Wanderer. Diese Entfaltung des Geheimnisses des Lebens beginnt in dem Moment, in dem du aufhörst, nach ihm zu greifen, indem du ganz wach und offen bist, für die Gesamtheit des Seins im Hier und Jetzt.“ Dann stand der Alte auf – ohne Eile, ohne Abschied – und ging weiter, als wäre der Weg selbst seine Heimat. Der Wanderer aber blieb noch für eine Weile – stehend, schauend. Er war dankbar für seinen Weg, für den alten Mann und für dieses kostbare Geschenk der Einsicht. Sanft und ruhig stand er da, schaute zu den Kiefern, schaute zu den Finken, schaute zu Wolken. Und eben in diesem Schauen spürte er Seligkeit, spürte er Verbindung, spürte er Einheit.

Als er schließlich wieder aufbrach, war sein Schritt ein anderer. Nicht getrieben, sondern geführt. Nicht suchend, sondern wach lauschend. Und er wusste: In jedem Atemzug, im Zittern des Lichts, im Puls der Erde und im Flackern seines eigenen Herzens – da wohnte es: das Geheimnis, das nie fern war, sondern immer hier, immer jetzt.



Das Lied des Lebens

Ein junger Mann, der keinen Weg mehr sah, der in sich verloren war, verließ sein zuhause. Er wusste nicht, wohin er gehen sollte, doch irgendetwas trieb ihn an, aufzubrechen. Sein Inneres war voller Fragen, voller Unsicherheit und dem schmerzhaften Gefühl, keinen Platz im Leben zu haben.

Nach Tagen des Wanderns traf er eine alte Frau, deren Augen ein geheimnisvolles Leuchten hatten. „Wohin gehst du und was suchst du?“ fragte sie. Er senkte den Blick, rang nach Worten. „Ich weiß es nicht“, flüsterte er. „Ich bin verloren. Alles in mir fragt – aber nichts antwortet. Ich finde keinen Klang in mir, keine Richtung. Kannst du mir zeigen, was ich nicht sehe?“



Die Alte lächelte gutmütig; „Setz dich in den Schoß des Waldes“, sagte sie, „und lausche.“ Er folgte dem Wort, wie man einem Traum folgt, den man kaum versteht. Tief im Wald ließ er sich nieder. Zuerst kam das Warten. Dann die Langeweile. Dann kam die Unruhe, die flackernden Gedanken, das Knistern des Selbstzweifels. Doch der Wald schwieg. Kein Trost, keine Antwort – nur stilles Sein. Und so verstrichen die Tage.

Eines Morgens, als der Nebel noch am Boden lag, stieg in ihm etwas noch Dunkleres auf: eine Müdigkeit, tiefer als Schlaf. Ein Verlangen zu verschwinden. Nicht aus Trotz, sondern aus Erschöpfung. Völlig am Boden wollte und konnte er nicht mehr. Es war der Wunsch zu sterben – wie eine Frage, ob es nicht einfacher wäre, loszulassen. Einfach nicht mehr da zu sein.

Und er tat es. Er hörte auf zu suchen, hörte auf, etwas sein zu wollen. So lag er da im Schoß des Waldes, seinem Tode unmittelbar ins Gesicht schauend. Und dann, im Angesicht des Todes, dem Lied des Sterbens lauschend, geschah etwas Unerwartetes. Ein Singvogel sang, hoch oben, mit klarem Ton sein melodisches Lied. Und der junge Mann hörte – nicht nur mit Ohr, sondern auch mit Herz. Dann kam der Wind, kühl, zart, wie ein Hauch von Gnade. Auch ihm lauschte er. Auch der Wind sang eine Melodie in sein Herz, die nach Heimat, nach Ankommen, nach Seligkeit klang. Und da geschah es: In ihm erwachte ein Ton. Nicht laut. Keine Antwort. Kein Satz. Sondern eine leise Regung – wie ein erster Ton seiner eigenen Melodie. Dieser Ton, dieser so zarte und doch so klare Impuls, sprach zu ihm: „Steh auf. Geh zum Bach.“

Er folgte und wusch sich mit kaltem Wasser, das sich wie Rückkehr anfühlte. Wie Geburt. Dann kam ein weiterer Ton – eine nächste Strophe. Nicht als Befehl, sondern wie ein Tal, das sich dem Fluss ganz selbstverständlich öffnet. Ein inneres Wissen, das nicht drängt, sondern sich entfaltet – wie ein Berg, der sich nicht entscheidet, groß und majestätisch zu sein, sondern durch das Spiel von Wind, Zeit und allen Naturgeschöpfen geformt wird. Und ebenso folgte der Mann seiner Melodie, Ton für Ton, Strophe für Strophe. Und wenn mal kein Ton erklang, so schwieg auch er.

Am nächsten Morgen führte ihn seine Melodie zurück zu der alten Frau. In ihren Augen sah er sofort, dass auch sie der Melodie lauschte, die in ihr sang. Dass auch sie der stillen Melodie des Todes in sich Raum gegeben hatte. Und in dieser Tiefe ihres Blicks erkannte er: Das Leben ist ein Lied, das sich in jedem Augenblick neu entfaltet, das in jedem Naturgeschöpf klingt und Ausdruck finden möchte. Er spürte, dass dieses Lebenslied schon immer in ihm sang, doch er hatte vergessen, was es heißt, zu lauschen.

Die alte Frau lächelte, ein Lächeln, das nicht von Worten, sondern von einem tiefen, stillen Wissen sprach. Und er lächelte auch. Nicht, weil ihm etwas erklärt wurde, sondern weil er selbst Einsicht nahm, weil er selbst das ursprüngliche Lied des Lebens wieder hören konnte. So setzte er seinen Weg fort, durchflutet von Dankbarkeit, von Verbundenheit, von Wachheit. Ein Wanderer, der nicht mehr suchte, sondern nun wahrlich lauschen konnte. Und das Lied – es war in allem. Im sanften Rascheln der Blätter. Im rhythmischen Pulsschlag seiner Füße auf dem Boden. Im Schweigen zwischen den Worten. Es sang in Feuer, in Wasser, in Erde, in Luft. Und vor allem: Es sang auch in ihm.



Die kleine Eule

Im tiefen Wald, wo das Licht der Sonne in sanften Strahlen durch das dichte Blätterdach brach, lebte eine kleine Eule. Ihre Flügel waren noch jung, ihre Augen groß und voller unstillbarer Neugier. Sie hatte gerade das Fliegen gelernt und fühlte sich von der Welt wie von einem noch unbekannten Geheimnis umhüllt. Jeder Tag war ein neues Abenteuer, ein Tanz zwischen Himmel und Erde, zwischen den sanften Winden und den sicheren Ästen.



Doch dann kam der Sturm. Zuerst war er nur ein ferner Hauch, der die Äste der Bäume biegen ließ. Dann wuchs er, als wollte er alles verschlingen – der Himmel verdunkelte sich und der Wind erhob sich zu einer unsichtbaren Macht. Die kleine Eule spürte, wie die Böen an ihren jungen Flügeln zerrten. Sie versuchte, den Wind zu bekämpfen, doch je mehr sie sich anstrebte, desto hilfloser fühlte sie sich.

In Panik suchte sie Schutz, fand eine Höhle und drückte sich an die kalte Wand. Der Sturm heulte draußen, als ob die Natur selbst in Zorn geraten war. Ihre Gedanken wirbelten genauso chaotisch wie der Wind. „Ich bin zu klein,“ dachte sie. „Ich habe keine Kraft, dem zu trotzen. Der Sturm wird mich wegfegen.“

Doch dann kam die alte Eule, eine weise Gestalt, die den Wald wie ihre eigene Seele kannte. Ihr Blick war ruhig, ein stilles Wissen in ihren Augen, das die kleine Eule mit einer unerklärlichen Wärme erfüllte. „Warum versteckst du dich, kleine Eule?“ fragte sie sanft. „Der Sturm war zu stark,“ flüsterte die Kleine. „Ich bin zu schwach, um ihm zu widerstehen. Er wird mich forttragen.“ Die alte Eule nickte verständnisvoll und setzte sich neben sie. „Der Sturm ist nicht dein Feind,“ sagte sie. „Er ist ein Lehrer. Der Wind bringt dich nicht fort, er möchte dich führen. Komm mit mir kleine Eule, ich zeige dir, wie du dich den Winden hingeben kannst, statt gegen sie zu kämpfen.“

Zögernd, von der warmen Stimme der alten Eule getrieben, trat die kleine Eule aus ihrer Höhle. „Breite deine Flügel aus,“ rief die alte Eule und erhob sich in die Luft. Ihre Flügel öffneten sich weit und sie ließ sich von dem Wind tragen, als sei sie eins mit der Strömung. Die kleine Eule beobachtete sie, unsicher, doch etwas in ihrem Inneren drängte sie dazu, es ebenfalls zu versuchen.

Zögerlich schlug sie mit ihren Flügeln und schon war sie in der Luft. Der Wind packte sie, riss sie hin und her, ließ sie taumeln. Für einen Moment dachte sie, sie würde fallen. Doch die alte Eule rief: „Fühle den Wind. Lass dich tragen. Widerstehe nicht, sondern fliege mit ihm!“ Die kleine Eule passte ihre Flügel an, ließ sich von den Strömungen leiten, spürte die Kraft des Windes, ohne ihn zu bekämpfen. Zunehmend lernte sie, mit ihm zu fliegen, nicht gegen ihn. Die Unsicherheit wich einer stillen Klarheit. Der Sturm, der sie so erschüttert hatte, wurde zu einem Tanz, zu einer Einladung, ihre eigenen Flügel zu entdecken und ihre eigene Stärke zu finden.

Schließlich landeten sie nach einer Zeit beide auf einem hohen Ast, der Wind hatte sich etwas gelegt, die Wolken lösten sich langsam auf. Die alte Eule betrachtete die kleine Eule mit einem warmen Blick. „Stärke,“ sagte sie, „bedeutet nicht, den Sturm zu besiegen. Es bedeutet, ihn zu spüren, mit ihm zu fliegen und seine Energie für sich zu nutzen. Jeder Sturm, den du meisterst, wird deine Flügel stärker machen.“

Da blickte die kleine Eule hinauf, wo die ersten Sonnenstrahlen durch die Wolken brachen, der Regenbogen eines neuen Morgens. Und von diesem Tag an sah die kleine Eule Stürme des Lebens mit anderen Augen.



Fluss und Berg

Er war jung, der Fluss. Und voller Drang. In ihm pulsierte das Leben, wild, ungestüm – wie ein Herz, das sich nach Weite sehnt. Nichts in ihm wollte stehen bleiben. Alles wollte sich ausdehnen, wollte rauschen, wollte fließen – immer weiter und freier. So zog der Fluss durch das Tal, das ihn empfing wie eine offene Hand.

Doch dann – plötzlich – stand da der Berg. Hoch. Still. Unbewegt. Wie ein uralter Wächter, der nicht zu weichen schien. Der Fluss hielt inne. Verwundert. Ungeduldig. Und fragte: „Warum bist du da? Warum

versperst du mir den Weg? Warum nicht einfach Raum lassen – für mein Weiter, für mein Streben?“ Der Berg, der schon viele Wasser kommen und gehen gesehen hatte, sprach in einer Stimme die tief hallte: „Ich bin nicht hier, um dich aufzuhalten. Ich bin hier, weil ich bin. Nicht gegen dich. Ich bin einfach nur da.“

Doch der Fluss wollte hören, was seinem eigenen Takt entsprach. Also bäumte er sich auf. Wurde schneller, wurde lauter, wurde kraftvoller. Mit aller Macht stürmte er gegen den Berg. Und prallte ab. Wieder und wieder versuchte er es. Mit der Wut eines Kindes, das nicht versteht, warum etwas nicht weich wird, nur weil es sich das wünscht.

Der Berg aber blieb, wie er war. Still. Unerschütterlich. Und der Fluss – erschöpft – zog sich zurück. Er war müde und leer. Er floss traurig. Langsam. Zögernd. Nicht mehr wissend, wohin, ohne Plan und ohne Ziel. Nur Bewegung. Nur die Schatten der Wolken, die über ihn zogen. Die Vögel kamen. Nisteten an den Ufern des Flusses. Bäume streckten ihre Wurzeln in ihn. Und kleine Rinnsale flossen aus dem Berg zu ihm hin, leise und klar.

In dieser Ziellosigkeit, in dieser Erschöpfung wurde etwas still in ihm – weit und weich. Er begann, das Leben nicht mehr zu drängen. Er ließ es kommen. Ließ es atmen. Ließ es einfach sein. So kehrte er zurück. Zurück zum Berg. Zurück zu der Begegnung, die so viel Traurigkeit in ihm ausgelöst hatte. Nicht mit dem Willen zu bezwingen, sondern mit einer demütigen, ruhigen und dankbaren Haltung.

So sprach der Fluss: „Ich habe dich nicht verstanden, großer Berg. Ich wollte vorwärts – immer weiter, immer schneller. Ich wurde blind für das Leben, für das Miteinander, für das Geschenk, das du mir machtest. Doch nun spüre ich: Du bist kein Hindernis. Du bist Einladung. Du schenkst mir Beziehung – zu den Vögeln, die auf deinen Schultern singen. Zu den Bäumen, die zwischen uns wurzeln. Zum Licht, das in deiner Stille tanzt. Und zu mir selbst – wenn ich mich nicht mehr verliere im Ziel, sondern mich finde im Dasein. Im einfachen So-Sein“

Der Berg lächelte sanft, so wie es nur ein Berg tun kann. Und so begann der Fluss, sich zu winden, mit ihm, mit dem großen weisen Berg. Er folgte seinen Linien, seinen Falten, seinen Tälern. Und fand neue Wege. Wege, die nicht geradlinig waren. Wege, die sich einfach ergaben, indem er mit Tier, mit Pflanze, mit Stein in Beziehung ging. Und manchmal, wenn der Wind über das Tal strich, konnte man sie hören – den Fluss und den Berg. Im Gespräch. Im Einklang. Nicht Lehrer und Schüler. Nicht Gegenspieler. Sondern Verbundene. Sondern Freunde. So wurde aus dem Drängen ein Tanzen. Aus der Hast ein Entstehen-lassen. Und aus dem Weg – ein gemeinsames Werden.





Rückkehr

Es war einmal eine Suchende, die sich von der Welt entfremdet fühlte. Sie wanderte durch Wälder, ging entlang der plätschernden Bäche, aber das Leben, das sie suchte, war nicht mehr zu finden. Die Geräusche der Welt, die früher ihre Sinne berührt hatten, drangen nicht mehr zu ihr. Der Wind strich über ihr Gesicht, aber sie spürte ihn nicht. Die Bäume, die früher ihre Freunde gewesen waren, standen jetzt wie stumm und scheinbar leblos da. Sie fühlte sich entfernt – von allem, von Bäumen, Tieren, Wind, ja, sogar von sich selbst. Die Welt schien wie ein ferner Schatten und der Ruf der Lebendigkeit, der immer wieder in ihr aufstieg, wurde leiser, bis er fast nicht mehr zu hören war.



Doch tief in ihrem Inneren wusste sie, dass es mehr gab. Sie wusste, dass es einen Weg geben musste, einen Weg, der sie zurück zum Leben führte. Ein Leben, das nicht nur aus Worten und Funktionieren bestand, sondern aus echten, fühlbaren Momenten. Sie sehnte sich nach der Berührbarkeit, nach dem Gefühl, lebendig zu sein.

So zog sie los, barfuß durch den weichen Waldboden, ihre Füße die Erde liebend, ihre Schritte auf der Suche nach einem Ort der wahrhaftigen Begegnung. Die Bäume standen um sie herum, als stille Begleiter auf ihrer Reise. Sie spürte das leichte Knirschen der Blätter unter ihren Füßen, das entfernte Rauschen des Windes in den Ästen – und dennoch schien etwas in ihr zu fehlen. Sie ging weiter, mit einer klaren Absicht: Sie wollte das Leben wiederfinden – das Leben, das sie zu lange übersehen hatte, das Leben, das sie in ihrer Kindheit noch gekannt hatte. Weiter ging sie durch Buchenhaine, durch Wiesen, durch Täler und über Berge. Doch immer, wenn sie glaubte, das Leben gefunden zu haben, entschlüpfte es ihr erneut. Es schien, als wären die Landschaften nur ein flimmerndes Bild, das sich an ihr vorbeizog.

Je weiter sie ging, desto müder wurde sie. Ihre Schritte wurden schwerer, ihre Seele erschöpfter. Die Zeit strich dahin, die Landschaften verschwammen in ihrem Blick und ihre Hoffnung begann zu schwinden.

Schließlich, in völliger Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, sank sie zu Boden. Sie fiel auf eine Wiese. Ihre Augen schlossen sich, als wäre dies der endgültige Moment des Aufgebens, der Moment, an dem sie ihre Suche nach Lebendigkeit aufgab und bereit war, in die Stille der Erde zu sinken.

Doch dann, als ihre Augen für eine Zeit geschlossen waren und der Schmerz der Erschöpfung sie beinahe ganz verschluckt hatte, durchbrach die Sonne die graue Wolkendecke. Ein Strahl, wie eine zärtliche Berührung, fiel auf ihr Gesicht. Sie spürte die warme Berührung des Lichts auf ihrer Haut und es war, als ob etwas in ihr aufwachte – ein Impuls, den sie tief in ihrem Inneren kannte. Es war der Impuls, den sie als Kind erlebt hatte, als die Welt noch voller Wunder war. Es war ein Impuls der Richtigkeit, ein Impuls der Stimmigkeit, der sie einlud, sich dem Leben wieder zuzuwenden.

„Öffne die Augen“, flüsterte der Impuls. Sie gehorchte. Langsam öffnete sie die Augen und blickte auf die Wiese, auf der sie lag. Vor ihr, inmitten von Gräsern, entdeckte sie ein kleines Blümchen. Es stand so zart und unscheinbar vor ihr. Völlig absichtslos, ohne eine Erwartung, betrachtete sie diese eine Blume. Ihre Augen waren wach, ohne Urteil, ohne Eile – sie war einfach nur da, ganz im Moment.

Und dann, in einem langsamen, beinahe unmerklichen Augenblick, begann das Blümchen, seine Blüte zu öffnen. Ganz sachte entfaltete sich die Blume, Blütenblatt für Blütenblatt, der Wärme entgegen. Die Bewegungen waren so langsam, so zart, dass sie fast wie ein geheimnisvolles Ritual wirkten. Die Suchende lag weiterhin still, vollkommen ergriffen von diesem Anblick, als die Blume sich weiter öffnete, sich der Sonne hingab, mit jeder Faser ihres Seins.



Dann stiegen Tränen in die Augen der Suchenden. Zuerst waren sie zögerlich, doch dann flossen sie unaufhaltsam. Es waren Tränen der Trauer – über all die Jahre der Leblosigkeit, über die Zeit, die sie ohne das Leben, ohne diese wahre Berührung des Augenblicks verbracht hatte. Aber gleichzeitig waren es auch Tränen der Freude – eine Freude, die sie jetzt spürte, eine Freude, weil sie in diesem kleinen Blümchen den Ort gefunden hatte, nach dem sie so lange gesucht hatte. Es war der Ort der Absichtslosigkeit, der Hingabe, der Wachheit für das, was sich hier und jetzt entfaltet. Sie hatte in dem Aufgeben das Leben wiedergefunden, nicht in der Ferne, sondern genau hier, im Augenblick, in der sanften Bewegung einer Blume, die sich der Sonne öffnete.

Und so, während die Sonne weiter ihren Strahl auf sie richtete, lag die Suchende da, mit Tränen auf den Wangen, aber mit einem Herz, das plötzlich voll war – voll von Leben, voll von Staunen, voll von der einfachen Schönheit des Seins berührt. Sie hatte gefunden, was sie gesucht hatte: den Moment, in dem sie wieder lebendig wurde, in dem sie sich berühren ließ von den kleinen Dingen der Welt. Der Zauber des Lebendigen war nicht laut und groß für sie. Er war leise, er war zart, er war in den stillen Bewegungen der Blume, in der Wärme der Sonne, in den Tränen, die sie nun mit der Erde teilte. Und in diesem Moment wusste sie, dass sie zurückgekehrt war – zurück zu sich selbst, zurück zum Leben, zurück zur Anteilnahme durch Hingabe.



Sprache des Herzens

In einem wilden Land, dort, wo die Winde die Geschichten der Welt tragen und die Sterne wie alte Freunde flüstern, lebte ein alter Weiser mit Namen Silas. Eines Morgens, als die Sonne die Nebel aus den Wäldern trieb, kam eine junge Suchende zu ihm. Ihr Name war Mira.

Mira trug in ihrem Herzen viele Fragen. „Meister Silas,“ begann sie, „ich habe gehört, dass du die wahre Sprache des Lebens kennst. Ich habe sie verloren, habe mich verirrt in der Welt der Worte. Kannst du mich lehren, sie zu sprechen?“ Silas betrachtete Mira lange, ohne ein Wort zu sagen.



Dann hob er eine Hand und deutete auf einen nahen Baum. „Hörst du ihn?“ fragte er. Mira lauschte. Doch es war nur das Rauschen der Blätter im Wind, sonst nichts. „Ich höre nichts, das wie eine Sprache klingt,“ antwortete sie. Silas lächelte, wie jemand, der ein Geheimnis teilt, das so alt ist wie die Welt. „Die Sprache des Herzens wird nicht nur mit den Ohren gehört, sondern mit der Stille in dir. Es ist die Kunst, nicht nur auf Worte und Geräusche zu achten, sondern auf das, was zwischen ihnen liegt und auf das, was sich in dir bewegt.“

Am Abend führte Silas Mira zu einem kleinen Kreis aus Steinen, wo sie sich niederließen. Die Nacht fiel und die Dunkelheit hüllte sie ein wie ein sanfter Mantel. „Erzähle mir, was ist jetzt lebendig in dir?“, forderte Silas sie auf. Mira begann zu sprechen, zuerst von den Wegen, die sie gegangen war, dann von den Menschen, die sie getroffen hatte. Als sie eine längere Pause machte, sagte Silas: „Mira, lass uns innehalten. Lausche zuerst. Was bewegt dein Herz jetzt wirklich?“

Verwirrt, aber offen, schloss Mira die Augen. Zuerst dachte sie wieder an Vergangenes oder an das, was sie in Zukunft machen möchte: Doch dann legte Silas eine Hand auf ihre Schulter. Mira spürte seine Hand, spürte dann auch die Kühle der Nachtluft auf ihrer Haut, hörte das Knistern des Feuers, das entfernte Rufen einer Eule. Langsam begann sie, auch ihrem eigenen Inneren zuzuhören – ihren Gefühlen und ihrem inneren Erleben. Als sie schließlich sprach, waren ihre Worte langsamer, durchdachter, verbundener mit dem, was sie wirklich fühlte. Silas nickte. „Das ist der Anfang. Bevor du sprichst, musst du zuhören – nicht nur nach außen, sondern tief in dich hinein.“

In den Tagen, die folgten, widmete sich Mira dem Lauschen – nicht nur mit den Ohren, sondern mit ihrem ganzen Wesen. Sie lauschte dem leisen Wandern der Wolken am Himmelszelt, dem sanften Flüstern des Regens auf den Blättern, den Liedern der Vögel, dem geschäftigen Knistern kleiner Zähne, wenn ein Eichhörnchen an einer Nuss nagte und dem tiefen, atmenden Rauschen des Windes, der durch die Äste strich wie ein unsichtbarer Erzähler. Doch sie lauschte nicht nur nach außen. Durch jeden Klang, den sie hörte, öffnete sich ein Tor nach innen. Sie spürte, was diese Stimmen der Welt in ihr berührten – welche Saite sie zum Schwingen brachten, welche Gefühle sie weckten, welche Erinnerungen wie Nebel aus der Tiefe aufstiegen. So lernte Mira, dass wahres Hören nicht trennt, sondern verbindet – mit allem, was lebt, und mit dem, was in ihr selbst lebendig werden wollte.

Nun meinte Silas, dass Mira bereit sei, das achtsame Sprechen zu lernen. Sie übte, jedes Wort mit Bedacht zu wählen, sodass es nicht nur den Geist, sondern auch das Herz erreichen konnte. Silas zeigte ihr, dass Worte wie Samen sind – sie können wachsen und gedeihen, wenn sie in fruchtbaren Boden fallen. Aber wenn sie achtlos verstreut werden, können sie den Boden erschöpfen und Chaos hinterlassen. Mira erkannte, dass eben Worte, wenn sie ohne Verbindung gebraucht wurden, wie Steine waren, die ins klare Wasser fielen – sie brachten Unruhe und trübten den Blick.

„Sprich nicht, um zu beeindrucken, zu manipulieren oder zu überzeugen. Sprich, um wahrhaft zu sein, Wahrhaftigkeit zu verkörpern – mit jeder Zelle deines Seins. Lass deine Worte aus deinem Fleisch und aus deinem Blut kommen, nicht nur aus deinem Mund. Sei, was du sagst.“



So lernte Mira, Worte zu fühlen, bevor sie sie aussprach, um sicherzustellen, dass sie im Einklang mit ihrem Inneren waren. Sie merkte, wie viel Kraft in bewusster Sprache lag, die nicht nur ein Mittel zur Kommunikation war, sondern ein Ausdruck des Lebens selbst.

Eines Nachts, als das Feuer zwischen ihnen zu erlöschen begann, sprach Silas ein letztes Mal. „Mira, vergiss nicht: Die Herzsprache, die du nun wieder hören und sprechen kannst, ist die Muttersprache allen Lebens. Sie verbindet nicht nur Menschen, sondern auch Vögel, auch Bäume, auch Flüsse miteinander. Sie spricht in Blicken, in Gesten, in Stille.“

Als Mira am nächsten Morgen den Pfad nun wieder allein hinunterging, fühlte sie die Steine unter ihren Füßen, hörte das Lied des Windes in den Bäumen und sah die Sonne, die die Welt färbte. Ihr Herz lauschte und sprach zugleich, während die Welt immerzu antwortete. Sie erkannte, dass die Natur immerzu spricht und hört, ohne zu zögern, ohne sich zu verlieren. Jedes Wort, das von ihr kam, jede Bewegung, die sie machte, war wie ein Flügelschlag, der die Luft veränderte, ein leiser, aber unausweichlicher Tanz des Lebens, der alles miteinander verband. In diesem Moment wusste sie: Die Welt ist ein einziges, lebendiges Gespräch, in dem jedes Wort, jede Geste, jede Berührung und jede Bewegung in einem unendlichen Austausch steht – und alles, was ausgesprochen und ausgedrückt wird, hinterlässt seine Spur im Gewebe des Universums.

Als Mira schließlich in Dörfer und Städte zurückkehrte, begegnete sie den Menschen, die in einer anderen Sprache lebten – einer Sprache voller Lärm, Worte ohne Tiefe und Verbindungen ohne Wurzeln. Sie sah, wie ihre Stimmen die Erde nicht mehr berührten, wie ihre Augen die Sterne nicht mehr fühlten, wie ihre Herzen taub für die Lieder der Natur geworden waren. Die Menschen hatten begonnen, eine Sprache zu sprechen, die sie von der Wahrheit trennte – von der Erde, von den Tieren, von den Steinen und den Pflanzen.

Da überkam Mira eine Vision. Sie sah die Welt, wie sie sein könnte, wenn die Herzsprache wieder gehört würde – ein Ort, wo die Stimmen der Menschen die Berge ehrten, wo Worte Bäume wachsen ließen und wo stilles Sein den Atem der Erde spürbar machte. Sie wusste, dass sie das Lauschen und Sprechen der Wahrhaftigkeit in die Welt tragen musste. Sie wollte ein Licht in die Dunkelheit bringen, Wärme in die Herzen der Menschen tragen. Und so ging sie, Schritt für Schritt, mit einem leuchtenden Strahlen und einer tiefen Entschlossenheit, die Muttersprache des Lebens in die Welt zu tragen.



Schritte in den Moment

Es war einmal eine junge Wanderin, die den Berg vor sich sah, dessen Gipfel in den Wolken verloren war. Ihr Herz war schwer, der Kopf voller Fragen, die sich wie ein Labyrinth anfühlten. Sie wusste nicht, welchen Pfad sie wählen sollte und fühlte sich von der Vielzahl an Wegen überfordert. Jede Entscheidung schien sie noch weiter vom Ziel zu entfernen. „Irgendwo da draußen muss der richtige Weg auf mich warten“, dachte sie verzweifelt, doch je mehr sie suchte, desto mehr verlor sie sich in den verschlungenen Pfaden, die der Berg ihr zeigte.

Stunden vergingen, Tage verstrichen und die Wanderin fühlte sich immer noch nicht näher an einer Antwort. Sie setzte sich erschöpft auf einen Felsen, ihr Blick leer, der Geist verwirrt. Sie fühlte sich verloren, als ob der Berg sie in seiner Größe völlig verschluckt hätte. In diesem Moment trat eine alte Frau in ihr Blickfeld. Sie ging ruhig, unbeirrt und achtsam – als wäre der Berg ihr zuhause. „Kannst du mir sagen, wohin ich gehen muss? Ich finde meinen Weg nicht mehr und fühle mich verloren“, sagte die Wanderin mit verzweifelter Stimme.

Die alte Frau setzte sich neben sie, ohne ein Wort zu sagen. Ihre Augen blickten in die Weiten der Berge. Die Wanderin wartete ungeduldig, doch die Frau blieb still. „Warum sprichst du nicht? Warum hilfst du mir nicht?“ fragte die Wanderin schließlich, die Ungeduld und Frustration in sich spürte. Dann erhob die alte Frau sich langsam. Sie machte einen Schritt und hielt dann inne. „Komm mit“, sagte sie sanft. Ihre Stimme war nicht fordernd, sondern eine Einladung, die auf Vertrauen beruhte. Die Wanderin, verwirrt und zugleich neugierig, folgte ihr.

Die alte Frau ging nicht schnell. Sie schritt langsam, gleichmäßig, wie jemand, der nicht von der Zeit gedrängt wurde. Zunächst versuchte die Wanderin, die Schritte zu überholen – getrieben von ihrem Drang, endlich ihren Weg zu finden. Doch die alte Frau war nicht zu beeindrucken. Der Berg und sie schienen ihre eigene Zeit zu haben, jenseits von Hektik, jenseits von der Eile der Welt. Die Wanderin gab schließlich auf und passte sich dem langsamen, beruhigenden Tempo der Alten an. Mit jedem Schritt fühlte sie, wie sich ihre innere Unruhe langsam legte.

Der Berg, der zu Beginn so unverständlich und verwirrend war, begann sich langsam aber stetig mit jedem Schritt in ihrer Wahrnehmung zu verändern. Die Luft war frischer, die Vögel sangen klarer. Sie spürte den Wind auf ihrer Haut, der sie nicht nur kühlte, sondern ihr auch etwas sagte. Ein Schleier schien sich von ihrem Geist zu heben, und sie begann, einfach da zu sein – ohne Eile, ohne Suchen. Als würde sie ihren Weg nicht mehr finden müssen, sondern von ihm gefunden werden. „Wo gehen wir hin?“, fragte die Wanderin schließlich, als der Weg immer weniger ein Anfang und ein Ende zu haben schien. Die alte Frau drehte sich zu ihr und sagte ruhig: „Du gehst dorthin, wohin du geführt wirst. Du musst nicht suchen, du musst nicht wissen. Du musst nur offen sein, zuhören und fühlen.“

In diesem Moment spürte die Wanderin eine leise Ahnung in ihrem Inneren. Sie fühlte sich, als würde etwas in ihr aufbrechen – eine Erkenntnis, die lange verborgen gewesen war, wie ein inneres Licht, das jetzt zu leuchten begann. Sie dachte nicht mehr an das Ziel, sondern an den Weg – nicht als ein Ende, sondern als einen lebendigen, sich ständig verändernden Moment. Der Berg konnte ihr nicht die Antwort geben, weil sie die Antwort schon in sich trug. Sie brauchte keine Karte, keinen festen Weg, nur das Vertrauen, mit jedem Schritt bei sich zu bleiben, sich selbst zuzuhören und den Weg in jeder Facette wahrhaftig zu erleben.

Die alte Frau setzte nun ihren eigenen Weg fort, immerzu in langsamen, bedachten Schritten. Die Wanderin stand für einen Moment noch still, atmete tief ein und spürte die Natur um sie herum, den Berg, den Himmel, die Bäume. Da lächelte sie leise und begann nun, ihren eigenen Weg zu gehen – in ebenso langsamen, bedachten Schritten.





Die vier Farben der Erde

In Dämmerung zwischen Tag und Nacht saß die junge Frau Tahu unter den knorrigen Armen eines uralten Baumes. Ihr Blick verlor sich im Horizont, wo Himmel und Erde einander berührten. In ihrer Brust begleitete sie schon länger ein Ziehen, ein Flüstern, das kein Schweigen kannte. Seit Kindheitstagen hatte ihre Mutter von den vier Ländern gesprochen, durch die einst ihre Ahnen gewandert waren, auf der Suche nach Sinn, nach Klarheit, nach Wahrheit. Und nun, als das Licht des Morgens die Welt begrüßte, spürte Tahu: Der Ruf gilt auch mir. Diesem Ruf will ich folgen. Diese vier Länder will auch ich entdecken. So trat sie hinaus aus dem Kreis des Bekannten – hinein in das große, wortlose Abenteuer, um nach Sinn, nach Klarheit und nach Wahrheit zu suchen, ebenso, wie ihre Ahnen.



Als sie das erste Land betrat, stand die Welt in Flammen. Die Luft war wie ein Tier aus Glut, flackernd, zischend, lebendig. Der Boden unter ihren Füßen war heiß – rot leuchtende Adern aus Lava zogen sich durch das Gestein wie das pochende Herz der Erde selbst. Der Himmel war geschmolzenes Gold, durchzogen vom Rauch tanzender Vulkane.

Da erklang eine feurige Stimme: „Tahu, in dir brennt die Urflamme. Sie ist Macht, sie ist Wille. Doch hüte dich: Wer ihr blind folgt, wird verzehrt. Wer zu gierig lodert, hinterlässt nur Asche.“ Die Hitze fuhr in sie wie ein Rausch – sie wollte schreien, rennen, kämpfen, die Welt erschüttern. Doch mitten in dieser Dynamik erinnerte sie sich. An das Maß. An das Gleichgewicht. Sie sank auf die Knie, ließ die Flamme in sich still leuchten, wie eine Laterne in dunkler Nacht. „Ich werde das Feuer nähren, ohne mich an ihm zu verbrennen,“ flüsterte sie. Das Land des Feuers antwortete mit einem leisen Fauchen – wie ein Tier, das Respekt anerkennt.

Dann wie aus einem Traum trat sie ein in das zweite Land. Ein silberner Schleier lag über allem – Nebel, der zwischen Bäumen tanzte und das Licht in schimmernde Tropfen brach. Das Rauschen von Strömen war überall, wie ein fernes Lied aus der Zeit vor den Worten. Regen fiel hier sanft – nicht wie ein Gewicht, sondern wie Segen. Wie Perlen aus Himmel und Erinnerung. Da sprach das fließende Wasser: „Tahu, ich bin das Wasser des Seins. Ich umfange dich, trage und reinige dich und lösche, was zu viel ist. Doch wer in mir nichts Eigenes mehr erkennt, verliert sich in der Tiefe meines Wassers.“ Tahu ließ einfach los. Ließ sich sinken. War nichts als Fließen, nichts als Treiben. Doch dann erinnerte sie sich, trank von der Quelle, tief und klar und spürte, dass das Herz weiß, wann es ruhen und wann es rudern muss. Da hob sie den Blick. „Ich werde mit dir fließen, Wasser – doch nicht zerrinnen in deinen Tiefen.“ Ein Strudel formte sich um sie, verspielt, lebendig – und mit einem Lachen warf ihn das Wasser sanft weiter auf ihren Weg.

Der Boden wurde schwer. Die Geräusche leiser. Die Welt trat in sich selbst zurück. In diesem Land standen nun sehr alte Bäume, breit und groß wie Tempelsäulen. Die Felsen sangen in einer Sprache, die nur das Herz verstand. Alles war durchdrungen von Gewicht, von ruhender Kraft. Die Erde sprach nicht laut. Sie vibrierte in Tahus Knochen, als sie barfuß durch Moos und auf Stein ging: „Tahu, ich bin deine Wurzeln. In mir ruht der Samen jedes Werdens. Doch wer mich nicht verlässt, wird Teil des Gesteins – unbeweglich und stumm.“ Tahu legte sich auf die Erde und spürte, wie ihre Sorgen sich senkten, wie etwas Größeres, dass sie trug. Doch als sie nicht mehr aufstehen wollte, kam die Erkenntnis: Auch Standfestigkeit will geübt sein – im Gehen. „Ich danke dir, Erde. Ich werde auf dir stehen – doch nicht nur stehen bleiben.“ Ein leises Grollen, fast wie ein Lachen, kam aus der Tiefe und die Wurzeln gaben sie frei.

Zuletzt stieg sie empor – auf einen Hügel, der in die Wolken ragte. Hier war nichts mehr fest. Alles war Bewegung, war Hauch, war Ahnung. Der Wind umspielte sie wie ein alter Freund, der nichts wissen will, nur tanzen. Vögel kreisten weit über ihr, als hätten sie den Himmel gemalt. Die Welt war weit und offen.

Da sprach ein Wispern aus allen Richtungen zugleich: „Tahu, ich bin der Atem des Lebens. Ich schenke dir Weite, schenke Flügel, schenke dir Traum. Doch wer nicht weiß, wie man fest verwurzelt ist, wird von mir verweht wie Staub.“



Da lachte Tahu laut, verrückt und verspielt, wie Wind, der über die Erde tanzt. Das erste Mal seit Langem, drehte sie sich, ließ sich tragen von den Lüften und wäre fast emporgestiegen, bis sie es plötzlich spürte: das Ziehen nach unten - nach dem Ort, wo der Himmel auf Erde trifft. „Ich werde fliegen – doch nie meine Wurzeln vergessen,“ sprach sie. Die Luft antwortete nicht mit Worten. Sie küsste lediglich ihre Stirn und wehte sie weiter.

Als Tahu dann zu ihrem Volk zurückkehrte, war der Baum, unter dem sie einst saß, noch immer derselbe. Doch sie war es nicht. Sie hatte sich verändert. Sie hatte Sinn, hatte Klarheit und hatte Wahrheit gefunden – ebenso wie ihre Ahnen. Die Menschen in ihrem Dorf sahen es in ihren Augen: etwas hatte sich geöffnet, etwas war heimgekehrt, etwas hatte sie in sich gefunden. Tahu sprach nicht viel über ihre Reise. Aber wer ihrer Präsenz lauschte, vernahm: Feuer in ihrer Stimme. Wasser in ihrem Blick. Erde in ihren Gesten. Und Luft in ihrem Lächeln. Denn sie hatte erkannt: Die vier Länder liegen nicht außerhalb von ihr – sie leben in ihr, weben ihr Wesen. Sie schwingen in jedem Schritt, in jedem Wort, in jedem Atemzug. Erst wenn sie in ihr versöhnt sind, wenn sie alle gesehen und in ein inneres Gleichgewicht gebracht werden, kann sie und das Leben erblühen.



Weg aus der Höhle

Elion hatte sich vor zehn Jahren aus der Welt zurückgezogen, den Blick abgewandt von den Täuschungen des Lebens. Tief in einer Höhle suchte er nach dem Großen, nach dem Einen, das alle Gegensätze auflöst. In der Dunkelheit, begleitet nur von Stille und Einsamkeit, erlebte er, was er suchte: Visionen, die Klarheit des ALL-Einen, das ungeteilte Sein. Er fühlte die Ordnung der Welt, die ihn umgab. Er versank in der Seligkeit des Alleinseins. Sein Leben war rein, sein Geist klar, sein Herz weit wie der Himmel.



Doch als der Frühling kam, erwachte in ihm ein neues Sehnen – fremd und unaufhaltsam. Ein Begehren nach der Welt, die er einst hinter sich ließ. Ein Ruf, dessen Sinn sich ihm entzog – und der ihn doch unwiderstehlich aus der Höhle hinaus und zurück zu den Menschen trieb. Elion rang. Alles, was er gesucht hatte, war ihm in der Höhle zuteilgeworden. Und doch – die Sehnsucht schwieg nicht. Sie wuchs. Tag um Tag. Woche um Woche.

Und so geschah es: Eines Morgens trat Elion aus der Höhle. Er ging, geführt von jenem stillen Ruf, zurück zu den Menschen. Das Dorf, eingebettet in sanfte Hügel, empfing ihn mit offenen Armen. Seine Gemeinschaft – einfach, naturverbunden, warmherzig lebend – freute sich über seine Rückkehr. Auch Elion freute sich. Und doch war da etwas, das in ihm rumorte. Etwas Ungekanntes, Unwillkommenes. Gefühle, die in der Höhle geschlummert hatten, erwachten nun. Sie schlichen sich in zwischenmenschliche Augenblicke – wie Wolken vor der Sonne. Zorn, Traurigkeit, Angst – wie flüchtige Tiere tauchten sie auf und ließen sich nicht mehr vertreiben. Und doch: Da war auch Freude. Wenn er lachte, wenn er berührte, wenn er die Wärme der Gemeinschaft spürte. Elion dachte immer wieder an die Höhle zurück, an die Stille, an die Einheit, an die Klarheit. Mehr als einmal wollte er zurückkehren, doch etwas hielt ihn zurück: Es war eben die Sehnsucht nach Menschen, nach ihrer Wärme, nach ihrer Nähe, nach der Möglichkeit, seine Erfahrungen zu teilen.

Dann eines Tages, als er an einem Fluss entlangwanderte, sah er eine alte Frau am Ufer sitzen. Ihr Name war Mareia. Sie war bekannt für ihre Weisheit und ihr ruhiges Gemüt. Mareia lud ihn mit einer Geste ein, sich zu ihr zu setzen. Ohne viel Einleitung erzählte Elion von seinem Leben: von den Jahren der Askese, von den Erfahrungen des Einsseins in der Höhle und von der Unruhe, die ihn nun unter Menschen überkam. Mareia hörte aufmerksam zu, ihre Augen ruhten sanft auf ihm.

Als Elion fertig gesprochen hatte, legte sich ein stilles Schweigen zwischen sie. Dann hob sie leise ihre Stimme, warm und klar, wie ein Bach im Morgenlicht: „Elion, was du in der Höhle gefunden hast, ist wahr. Groß, kostbar, heilig. Doch das Leben möchte mehr von dir. Die Gefühle, die dich nun erschüttern – Angst, Zorn, Traurigkeit – sie wurzeln im Miteinander, in der Berührung von Herz zu Herz, im Kontakt von Geschöpf zu Geschöpf. Sie entstehen dort, wo Seelen einander begegnen. Und nur dort, in der Begegnung, kann auch ihre Heilung geschehen.“ Elion sah sie an, sein Blick suchte Halt: „Aber in der Höhle fand ich Einheit, fand ich Glückseligkeit, fand ich tiefen Frieden. Warum also sollte ich mich den Menschen zuwenden? Warum mich diesen aufwühlenden Gefühlen aussetzen?“ Mareia lächelte sanft und deutete auf den Fluss, der glitzernd an ihnen vorüberzog: „Sieh den Fluss, Elion. Er fließt nicht einfach durch das Tal, unbewegt und unberührt. Er küsst die Steine, streift die Wurzeln, spiegelt das Licht der Sonne, nimmt Regen auf, trägt den Schnee. Er lebt in Beziehung – mit allem. Und gerade deshalb bleibt er lebendig. Du bist wie dieser Fluss, Elion. In der Höhle hast du die Quelle gefunden – das reine, unberührte Wasser deines Seins. Doch nun musst du lernen, wie man fließt. Wie man lebt mit anderen, in Höhen und Tiefen, im Wandel der Tage, im Wechsel der Gezeiten. Denn ohne das wird in dir immerzu ein Hunger erscheinen – nach Nähe, nach Gemeinschaft, nach dem Tanz der Verbundenheit mit den anderen Geschöpfen der Natur.“

Mareia trat näher, legte ihre Hand auf seine Schulter – ruhig, warm, wie ein Sonnenstrahl nach langem Regen. Ihre Stimme war leise, doch sie trug die Kraft der Erde in sich: „Bleib, Elion. Bleib hier, bei uns. Lass dich lehren vom Rhythmus des Clans – davon, was es heißt, Gefühle zu fühlen, sie zu zeigen, sie zu teilen.“



Lerne, dich auszudrücken in Würde, in Achtsamkeit, in Respekt – für dich selbst und für die anderen. Schau auf die Jahreszeiten. Auf das Werden, Wachsen, Vergehen und Neubeginnen. Die Natur hält dir jeden Tag den Spiegel hin – in den Nebeln des Morgens, in den tanzenden Blättern, im stummen Sterben der Blüten. Lass dich berühren von der Vielfalt der Gegensätze, vom Spiel der Polaritäten: Nähe und Rückzug, Freude und Schmerz, Klarheit und Verwirrung. Denn gerade dort – in der Reibung, im Berühren und Berührtwerden, im lebendigen Miteinander – zeigt sich auch das Eine, das du in der Höhle gefunden hast, in neuer Gestalt, in leuchtender Tiefe."

Da zerbrach etwas in Elion – nicht mit Schmerz, sondern wie eine Schale, die zu klein geworden war. Ein Strom stieg in ihm auf – Tränen der Freude, der Berührung, der Dankbarkeit. Sie liefen über sein Gesicht wie Regen, der lange vermisst war. Und in diesem Moment spürte er es: Die Einheit. Nicht nur in sich, nicht nur in der Stille des Rückzugs. Sondern im Zusammensein. Mit Mareia an seiner Seite. Mit dem Rauschen des Flusses, das nun wie eine Stimme klang. Mit dem Zwitschern der Vögel, das sein Herz zum Klingen brachte. Mit den Gräsern, die sich sanft im Wind wiegten wie Atemzüge der Erde. Er wusste nun: Die Höhle war Vorbereitung gewesen. Ein stiller Tempel, ein Ort des Erinnerns an die Quelle des Seins. Doch das Leben hier – das gelebte, das geteilte, das chaotisch-wilde – war das, was seine Seele nun suchte.

Von diesem Tag an blieb Elion im Clan. Er lernte, was es heißt, Mensch zu sein. Zu lieben – und sich lieben zu lassen. Zu streiten – und zu vergeben. Zu weinen – und sich halten zu lassen. Und zu lachen – aus vollem Herzen. Und so entdeckte er eine neue Art von Einheit. Nicht unberührt, nicht fern, nicht jenseits der Welt – sondern mitten im Leben, weit, lebendig, unendlich schön.



Weg der Erdhüterin

Es war einmal eine junge Frau. Sie war müde und verloren. Ihr Blick war schwer, voller Traurigkeit. So sah sie die Stadt. Sie sah Menschen hetzen, blind, unachtsam. Sie sah den Missbrauch, die Gier, die Zerstörung. Sie sah, wie Mutter Erde verletzt wurde, wie Menschen einander verletzten. Alles war kalt, laut und fremd. In ihr wuchs der Schmerz. Und zugleich wuchs die Sehnsucht, hell und flackernd wie ein junges Feuer – Sehnsucht nach Wahrheit, nach Natürlichkeit, nach echtem Leben.



Dann eines Tages war alles zu groß: ihr Schmerz, ihre Sehnsucht und auch ihr Mut – der Mut loszulassen, sich wieder einzulassen auf das wirkliche Leben. Und so ließ sie los. Sie verschenkte ihr Hab und Gut, verließ die Stadt und ging hinein ins Wilde, zurück zur Erde, zurück zum Natürlichen. Die Frau wanderte durch dichte Wälder, über sanfte Hügel, unter sternklaren, stillen Nächten. Sie suchte das Leben, das sie vermisste. Sie lauschte jedem Rascheln, jedem Windhauch – und doch fand sie nicht das, wonach sich ihr Herz sehnte.

Doch dann eines Tages kam sie zu einem Fluss. Das Wasser war silbern, klar, lebendig. Am Ufer spielte ein kleines Mädchen. Sie lachte freudig, baute Boote aus Blättern, schaute den fließenden Wasserbewegungen zu – ganz ohne Eile, ganz ohne Ziel.

Die Frau setzte sich behutsam ans Flussufer und sah dem Mädchen zu. Das Kind baute kleine Boote aus Blättern, faltete sie sorgfältig, legte sie ins Wasser und beobachtete, wie sie trieben. Es lachte hell, unbeschwert – ein reines, freies Lachen. Dann sprang es über Steine am Ufer, balancierte geschickt, wie von einem unsichtbaren Gleichgewicht getragen. Es tauchte die Finger ins kühle Wasser, spürte den Strom und ließ die Hände wieder los. Es sang leise vor sich hin, murmelte kleine Melodien. Ja, jeder Impuls des Kindes schien mit dem Fluss, dem Licht, dem Wind verbunden. Jedes Lachen, jedes Staunen, jeder Schritt war Teil einer Ordnung, die größer war als die Stadt, größer als das Chaos der Menschen.

Nach einer Weile nahm die Frau Einsicht. Das Kind vertraute mutig seinen Impulsen. Es war eins mit dem Augenblick. Sein Spielen war Teil wirklich einer größeren Ordnung, wie ein Lauschen auf eine Stimme, die es führte. Jedes kleine Handeln war Ausdruck von Vertrauen, von Hingabe, von Mut.

Als das Kind weiterging, blieb die Frau am Fluss. Das Wasser floss ruhig, plätschernd, spielend. Ein Stein fiel hinein. Das Wasser nahm ihn mit. Es wich nicht zurück. Es strömte weiter, immer weiter. Und die Frau erkannte: der Fluss lebte Hingabe. Auch er folgte dieser unsichtbaren Ordnung. Auch er vertraute dem Weg, den er nicht kannte. Auch er lauschte derselben Stimme, der das Kind folgte.

Da sang eine Singdrossel über ihr, hoch oben in der Eiche. Ihr Gesang war hell, frei und klar. Sie hüpfte von Ast zu Ast. Sie sang, weil sie singen musste – weil ihr Lied aus der Tiefe kam. Ein Lied des Moments, das die Tiefe selbst der Singdrossel zuflüsterte. Und ohne darüber nachzudenken, ohne Pause zwischen Zuhören und Ausdruck, sang die Singdrossel diese ehrliche Melodie.

Die Frau lauschte eben diesem Vogel in der Eiche. Er drückte sich aus, frei und authentisch. Wie das Kind. Wie der Fluss. Wie das Leben selbst. Kind. Fluss. Drossel. Drei Spiegel. Drei Tore.

Und genau in diesem Moment brachen Tränen der Frau hervor – fließend, befreiend und so erlösend. Denn nun hörte sie die Stimme in sich selbst: die Stimme Mutter Erdes. Warm, klar, uralte. So lange vergessen, doch so tief vertraut, verbunden mit Heimat, mit allem Sein.

Da sprach Mutter Erde: „Du bist eine Erdhüterin. Auch du bist Teil meiner Ordnung. Drum lausche. Drum hüte. Drum folge und vertraue mir.“ Von diesem Tag an ging die Frau den Weg der Erde. Nicht sie sprach allein, sondern Mutter Erde sprach durch sie. Ihre Worte wurden von der Erde selbst, durch ihr Herz, durch ihre Hände, durch ihren Atem getragen.



Tage vergingen. Wochen, Monate, Jahre verstrichen. Die Stimme Mutter Erdes sprach immer klarer, immer deutlicher. Sie zeigte ihr den Weg des Erdhüters. Sie zeigte ihr, wie jedes Lebewesen der Natur eine Hüterin ist, wie jedes Geschöpf das alte Wissen in sich trägt. Die Frau erkannte, dass Hüter zu sein bedeutet: mit allen Sinnen lauschen, im Jetzt handeln und so dem großen Ganzen dienen – ebenso, wie Mutter Erde spricht.

Eines Tages verstand die Frau etwas noch Größeres: der Weg des Erdhüters ist das Leben selbst. Jedes Tier folgt ihm. Jede Pflanze. Jeder Fluss. Jeder Stein folgt ihm. Jede einzelne Kreatur des Seins ordnet sich nach diesem Pfad.

Nur – was ist mit den Menschen, die ebenso Kreaturen des Seins, Geschöpfe von Mutter Erde sind? Sie hatten diesen alten Pfad einst verlassen. Doch können sie stets bewusst zurückkehren – auch das erzählte Mutter Erde ihr. Auch sprach Mutter Erde davon, was für ein Geschenk dieser Prozess des Verlorengehens für den Menschen ist. Denn erst dann, erst wenn wir uns entfremden, Schmerz und Isolation erfahren, können wir den Weg bewusst zurückfinden und bewusst gehen – bewusst zurück zur Ordnung, bewusst zurück zur Verbindung, bewusst zurück zum Gleichgewicht. Ein bewusstes Leben für den Menschen – ja, davon erzählte Mutter Erde ihr.

Und so sprach die Erde weiter zur Frau: „Wenn du mich durch dich sprechen lässt, organisiert sich das Leben von selbst. Es findet immer wieder Balance. Es bleibt im Fluss, bleibt Teil der großen Ordnung, Teil des Pfades, der alles trägt. Und so findet jeder seinen ganz einzigartigen Weg auf mir. Dies ist der Weg der Erdhüterin.“